

DIE RACHE VON OBEN

Als ich einmal in der Nacht hilflos vor der Haustüre stand, kam er vorbei und fragte: „Na, was haben Sie denn?“ „Sind Sie bitte leise“, flüsterte ich. „Mein Schlüssel dreht sich nicht, und ich will niemand aufwecken.“ „Dann lassen Sie mich mal“, sagte er und schob mich sanft an die Seite. „Der Schlüssel muß sich doch drehen lassen, das wäre gelacht... Da, sehen Sie!“ Tatsächlich, er bekam den Schlüssel herum und zog ihn heraus. „Das konnte ich auch“, sagte ich, „den Bart abdrehen!“ „Bitte, so fest habe ich aber gar nicht ge-

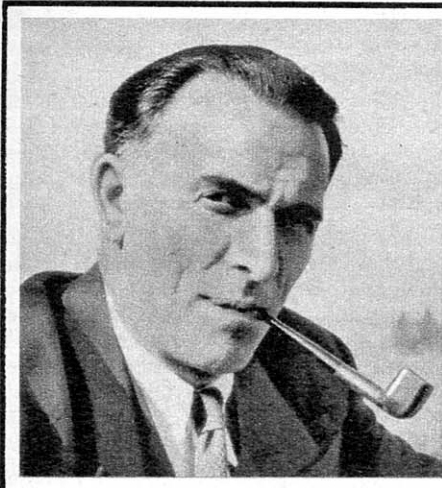
dreht, gewiß war bereits vorher ein Bruch darin!“ sagte er und meinte, vielleicht sei das Schloß überhaupt schon aufgeschlossen, so daß der Schlüssel sich deshalb nicht drehe — oder die Tür klemme. Er packte die Klinke, stemmte die Schultern sachte gegen die Tür, ging etwas in die Knie und drückte behutsam gleichzeitig seinen ganzen Körper... Klack, war die Fensterscheibe kaputt! „Mann, was machen Sie —!“ Er selbst blickte verwundert durch die eingedrückte Scheibe in den dunklen Hausflur. „Nun ja“, sagte er dann, „jetzt kommen wir wenigstens von innen ans Schloß heran.“

Matthias Ludwig Schroeder, der zu den ständigen Mitarbeitern des „Aufwärts“ gehörte, dessen Lehrlingsgeschichten unseren Lesern viel Freude bereiteten, starb plötzlich und unerwartet im Alter von 46 Jahren.

Als Sohn eines Arbeiters erlernte er den Beruf des Installateurs und entdeckte in späten Jahren sein Talent zum Schreiben. Auch als Schriftsteller blieb er immer mit der Welt der Schaffenden und dem Ideengut der Gewerkschaften verbunden. Der Dichter und Schriftsteller Matthias Ludwig Schröder war wirklich das, was man einen Arbeiterdichter nennt. Das, was er geschrieben, wird ihn noch lange überleben und für lange Zeit lebendig bleiben.

Viele unserer jungen Freunde kennen seine Bücher „Der lachende Hammer“, „Das Beichtrohr“, „Lachende Kameradschaft“ und „Lehrbuben — Lausbuben“.

Foto: Kirschbaum



Er steckte seinen Arm hindurch, tastete das Schlüsselloch ab und fragte nach einem Taschenmesser. „Es kommt nichts dran“, sagte er, „ich will nur fühlen, ob der Riegel anliegt.“

Ich hatte ein kleines Perlmuttermesser und gab es nur ungern. Er verscheuchte meine Angst und führte seinen Arm wieder durch die zersplitterte Scheibe.

„Aha, es hat geknackst, der Riegel ist — glaube ich — schon zurück“, sagte er und zog die Hand heraus, um das Messer zu betrachten, dem jetzt die Klinge fehlte. Er reichte es mir zurück und sagte: „Das ist auch schon so ein Messerchen, wissen Sie, — aber vielleicht, daß ich mich auf Ihre Schultern stelle und Ihnen das Oberlicht aufdrücke, damit Sie herein können —!“ „Um Gottes willen, dankel!“ sagte ich und schenkte ihm eine Zigarre für seine Mühe... „Ich will dann lieber warten, bis der Zufall mir zu Hilfe kommt.“

Er leckte an der Zigarre, zog sein eigenes Taschenmesser und begann gemächlich die Zigarrenspitze anzuschneiden. Ich gab ihm Feuer, er sagte: „Nun bin ich doch gespannt, wie Sie reinkommen —!“

Während er hastig anpaffte, hörte ich zufällig, wie oben bei Trollbahns ein Fenster geöffnet wurde, da kam mir ein froher Gedanke. „Oh, ich komme schon rein“, sagte ich rasch. „Bitte, bleiben Sie mal so stehen, ich will nur hochschauen, ob irgendwo Licht ist.“ Und kaum befand ich mich unter den Bäumen, rauschte ein Eimer Wasser herab und klatschte auf seinen Kopf, an dem die Zigarre zischend erlosch.

„Was ist denn das?“ fragte er und begann sich das Wasser abzuschütteln.

„Ach“, sagte ich, „mein Nachbar ist auch noch nicht zu Haus!“

Davidchens Seitensprung

Davidchen, das Schaf, war zwar ein heuriges Schaf, befand sich also in seiner Jugend Maienblüte, aber er wurde trotzdem seiner Jugend nicht recht froh. Das kam daher, daß er von Vaters Seite her ein ungebärdiges Temperament geerbt hatte und sich dauernd im Widerstreit der Gefühle zwischen der Pflicht, zu grasen, und der Verlockung, Seitensprünge zu machen, befand.

Dieser ewige Widerstreit machte Davidchen ganz melancholisch. Immer wieder kam es vor, daß er am Morgen dunkle Schatten um die Augen hatte, weil er vor lauter Grübeleien über sein langweiliges schafsdummes Dasein gar nicht recht in Schlaf kam.

Immer mußte er zwischen neunhundertneun- und neunzig anderen Schafen blökend über Wiesen und Feldraine ziehen und Gras rupfen. Als wenn das eine Lebensaufgabe wäre! Als wenn das Sinn und Verstand hätte! Gras rupfen — von früh bis spät! Es war, um aus der Wolle zu fahren.

Davidchen hatte schon manchmal eines der älteren Schafe in dieser Frage zwecks Rücksprache konsultiert, aber leider ohne nennenswerten Erfolg. „Du bist ein Schaf“, hieß es dann nur immer, „blöke und sei zufrieden. Laß das Grübeln — grübeln zehrt!“ Das war ja nun keine rechte Antwort auf eine Lebensfrage, und Davidchen wurde nur noch melancholischer dabei.

Selbst der Leithammel, der so würdig war, daß ihm die filzige Wolle in dicken Strähnen bis zur Erde hing, hatte Davidchen nichts Befriedigendes über den Sinn seines Lebens sagen können. Er sah ihn nur mit patriarchalischer Ruhe an und näselt: „Davidchen, warum grübelst du über das Schafleben?“

Das war schon immer so und wird auch so bleiben. Bäh!“

„Bähäh!“ blökte Davidchen und weinte, denn der Gedanke an die vielen stumpfsinnigen Jahre, die noch vor ihm lagen, brach ihm fast sein junges Herz.

So zog er also trübselig mit seinen Gefährten über die Wiesen, rupfte Gras, setzte lockige Wolle an und blökte. Ab und zu aber, wenn es ihn in den Beinen juckte, ein paar Seitensprünge zu wagen, raste er plötzlich wie von der Tarantel gestochen aus der Herde, sprang in die Luft und gebärdete sich wie toll. Ach, das war schön! In diesen Augenblicken fühlte er, daß er über sich hinauswuchs; ja daß er eine Persönlichkeit wurde.

Dieser rauschhafte Zustand dauerte allerdings nur so lange, bis Hektor, der Schäferhund, ihm kurz und bündig nach den dünnen Schafsbeinen schnappte und ihn raunzend in die Herde zurücktrieb, die kopfschüttelnd Davidchens Eskapaden zugesehen hatte.

Eines Tages, als Davidchen wieder einmal aus der Reihe getanz war, nahm ihn Hektor,

der ihn trotz seiner Kapripen gut leiden mochte, mächtig ins Gebet. „Davidchen“, sagte er ernst, „du bist ein richtiges Schaf! Warum galoppierst du immerzu herum und machst mir die ganze Herde verrückt? Was bildest du dir eigentlich ein?“

„Ich will aus der Herde heraus!“ erwiderte Davidchen verstockt, „ich bin eine individuelle Persönlichkeit mit ausgeprägtem Innenleben!“

So etwas Ähnliches hatte Hektor erwartet. Er nickte herablassend: „Okay! Ich kenne das! Du machst mir zwar allerhand Sorgen, aber ich will dir einen Rat geben: Mache mit deinem individuellen Innenleben, was du willst, aber springe nicht wie wahnsinnig durch die Gegend dabei, sonst beiße ich dich in die Beine, daß du Zetermordio schreist, du ungeputzte Schafsnase du!“

Das war allerdings deutlich. Davidchen traute seinen Ohren kaum, als seine heiligsten Gefühle solcherart in den Schmutz gezerrt wurden. Das Blut schoß ihm in die Ohren, seine Wolle sträubte sich, und in seiner Brust stieg mit geradezu unüberwindlicher Macht der Wunsch auf, diesem brutalen Schäferhund zu zeigen, zu welchen verwegenen Entschlüssen ein junges Schaf fähig ist. „Bäh!“ schrie Davidchen — und noch einmal triumphierend: „Bäh, bähäh!“, sprang mit allen vieren zugleich in die Luft und raste dann im Schöpfgalopp auf die nahe Landstraße, leider direkt unter die Räder eines jener Vehikel, die die Menschen Automobil nennen. Und unter diesen Rädern hauchte das ungestüme Davidchen sein ausgeprägtes Innenleben aus.

Hektor sah es und nickte weise: „Na, bitte, ich habe es ja gesagt!“ Dann wendet er sich wieder seiner Herde zu, die immer noch aus neunhundertneunundneunzig Schafen bestand, lauter schafsgeduldigen, grasrupfenden wolligen Schafen. Da konnte man eines leicht entbehren.

